

Berkan Arslan



Die Angst der Gejagten

Thriller
AAVA
VERLAG

Berkan Arslan

Die Angst der Gejagten

Thriller

LESEPROBE

© 2018 AAVAA Verlag

Alle Rechte vorbehalten

1. Auflage 2018

Umschlaggestaltung: AAVAA Verlag

Coverbild: person walking on dark street illuminated with streetlamps

©mimadeo / Fotolia Datei: #136341186

Printed in Germany

Taschenbuch: ISBN 978-3-8459-2610-0

Großdruck: ISBN 978-3-8459-2611-7

eBook epub: ISBN 978-3-8459-2612-4

eBook PDF: ISBN 978-3-8459-2613-1

Sonderdruck Mini-Buch ohne ISBN

AAVAA Verlag, Hohen Neuendorf, bei Berlin

www.aavaa-verlag.com

eBooks sind nicht übertragbar! Es verstößt gegen das Urheberrecht, dieses Werk weiterzuverkaufen oder zu verschenken!

Alle Personen und Namen innerhalb dieses eBooks sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden Personen sind zufällig und nicht beabsichtigt.

AAVAA
VERLAG

Für Nadine und Sabrina,
ihr seid der Sinn meines Lebens

PROLOG

Langsam öffnete er seine Augen.

Er lag auf einer alten, stinkenden Matratze, zwischen aufgestapeltem Gerümpel. Noch während er sich fragte, was geschehen war, kam die Erinnerung zurück und mit ihr die pochenden Schmerzen in seinem Gesicht. Sie hatten ihn überrascht, als er gerade eingeschlafen war. Aber auch wenn er wach gewesen wäre, hätte er keine Möglichkeit gehabt sich ihnen zu entziehen. Sie hatten ihn auf den Boden gepresst, gefesselt, anschließend solange auf ihn eingeschlagen, bis er das Bewusstsein verlor. Seine Hände waren noch immer nach hinten gebunden. Er spürte sie nicht mehr, als wären sie abgestorben. Man hatte ihm eine Schlinge um seinen Hals gelegt. Nicht zu eng, damit er genügend Luft zum Atmen bekam. Das andere Ende war an einem rostigen Haken an der Wand befestigt. Sie hatten ihn wie ein um sich beißendes, tollwütiges Tier angebunden.

»Dreckige Bastarde!«, fluchte er.

Die Hölle sollte sie holen!

Das Tageslicht fiel trüb durch das kleine, verdreckte Fenster in den Raum.

Er befand sich nach wie vor in jenem Schuppen, in dem er sich schlafen gelegt und dadurch den Männern die Chance gegeben hatte ihn aufzugreifen.

Wie lange war er wohl ohne Besinnung gewesen?

Einen Tag, oder vielleicht noch länger?

Er konnte seine Knöchel sehen und die Scheuerstellen, die das Seil hinterlassen hatte. Seine Haut war zum Teil aufgerissen, etwas Blut war ausgetreten und hatte sich verkrustet.

Ich werde hier nicht sterben! Er hatte zuvor eine kurze Weile innegehalten und über die letzten Tage nachgedacht. Er entdeckte an sich keinerlei Anzeichen von Mutlosigkeit, die in so einer Situation normal gewesen wäre. Stattdessen vernahm er Gelassenheit, die ihn auf eine seltsame Art stärkte und ihm Zuversicht verlieh. Auch wenn seine Lage im Augenblick hoff-

nungslos erschien, hatte er nicht vor, es ihnen einfach zu machen.

Sie werden sehen, dass ich kämpfen kann! Er versuchte vorsichtig seine Hände freizubekommen. Seine Fesseln gaben jedoch nicht nach. Dazu kam, dass jede Bewegung etwas mehr von seiner Haut abtrug, was zusätzliche Schmerzen verursachte. Auch die Schlinge zog sich zusammen, als das Seil unter Spannung geriet. Wenn er eine Selbststrangulierung vermeiden wollte, musste er auf jeden Fall stillhalten. Damit er diesem Ort, in dem ihn offensichtlich nur der Tod erwartete, entfliehen konnte, benötigte er die Hilfe eines Zweiten.

Er beschloss sich ruhig zu verhalten und zu warten.

Er hatte Zeit.

Er wurde nirgends erwartet.

»Allenfalls vom Teufel in der Hölle«, meinte er und lächelte bitter.

RALF NOWAK

Die Übelkeit überfiel ihn in einem nahezu höllischen Tempo.

Er hing noch mit dem rechten Ohr am Telefon, als sie ihren Aufstieg begann und anschließend seinen Mund füllte. Die Verdrutztheit, die diese Gegebenheit hervorrief, verdrängte er. Er wusste, es blieb ihm nicht viel Zeit. Wenn er nicht unverzüglich und mit aller Entschlossenheit dagegenwirkte, würde er das Unglück, sich mit der eigenen Sauerei zu besudeln, schwerlich abwenden können. Er machte sich lang und riss eiligst aus der rechteckigen Box vor sich, zwei Papiertücher heraus, die er unter sein Kinn presste. Es gelang ihm tatsächlich diese ekelige Masse, die bereits seine Unterlippe, die bis dahin eine standhafte Barriere gegen die wachsende Flutwelle in seinem Mund bildete, überwunden hatte und zähflüssig in seinen Schoß tropfte, halbwegs erfolgreich in den Papierkorb zu befördern. Erleichtert, das Schlimmste überstanden zu haben, fuhr er mit dem Papiertuch

über seine Stirn, auf der sich vereinzelt Schweißtropfen gesammelt hatten. Ausgelaugt, als hätte er den ganzen Tag Schwerstarbeit geleistet, lehnte er sich in seinem Stuhl nach hinten. Schwer und hektisch drang sein Atem aus seiner Kehle. Sein aufgebrachtes Herz bearbeitete geräuschvoll seinen Brustkorb. Seine Schläfen pochten, als wären Winzlinge in seinen Schädel eingedrungen, die nun versuchten sich Öffnungen zu verschaffen. Während er seinen rasenden Puls zu beruhigen versuchte, begann etwas, im ersten Moment undefinierbares, vor seinen Augen Konturen anzunehmen.

So sehr wie er sich auch bemühte, es gelang ihm nicht, es mit aller Deutlichkeit auszumachen.

Es war schemenhaft verschwommen, als bewegte es sich im Schutz einer dichten Nebelwand.

Anfangs lediglich ein dunkler Schatten. Nach einer Weile wurde es klarer, legte an Formen zu, gewann an Gestalt. Dann trat es aus der Nebelwand. Eine grässlich bizarre Erscheinung,

die vor Bosheit nur so triefte; grausam und ohne ein kleinstes Anzeichen von Mitgefühl. Zuerst erschien es Nowak wie ein irreales Phantasiegebilde, hervorgerufen durch sein armseliges Selbstmitleid und die Trauer um die eigene Person. Beim genaueren Betrachten jedoch, entdeckte er den arglistigen Tod, der ihm sein eisiges Lächeln präsentierte. *Die Verderbnis!* Sie hatte ihm ihre scharfen Krallen in sein Fleisch gegraben und er würde es nicht schaffen, ihr zu entkommen.

Er war groß. 1,94 Meter, mit sehnigem, durchtrainiertem Körper. Blond, dunkelblaue Augen, das Gesicht ein wenig länglich. Ein Mann, der es bisweilen fertiggebracht hatte, strahlend durch das Leben zu gehen. *Und nun?* Die Finsternis, die sich ohne Vorankündigung über ihn zusammengezogen hatte, würde von dieser Sekunde an sein Leben verdunkeln und alles Erfreuliche um ihn unwiederbringlich auslöschen. Er war betroffen, verwirrt. Fragen tauchten in seinem Kopf auf, die er unbeantwortet

ließ, weil er die Antworten nicht kannte. Er verstand nicht, warum das alles passierte – auch noch so plötzlich! Das Telefon auf seinem Schreibtisch klingelte. Er reagierte nicht. Starrte es nur mit versteinertem Gesicht an, das jetzt mehr Blässe trug als sonst. Auch der Glanz, den seine Augen gewöhnlich inne hatten, war erloschen. Zudem quälten ihn die Todesängste, die ihn von einer Minute zur nächsten vollständig ergriffen hatten und er das Gefühl hatte zu erstickten.

Er schloss die Augen, in der Hoffnung, wenn er sie wieder öffnete, lediglich geträumt zu haben. *Ein verfluchter Albtraum!* Er wünschte, er säße nicht in seinem Büro und es wäre nicht Nachmittag, sondern irgendwann Mitten in der Nacht. Er würde dann in seinem Bett aufwachen. Neben Stefanie, seinem Engel. Sie würde ihm, falls vorhanden, seinen kalten Angstschweiß trocknen und beruhigend auf ihn einreden, damit er wieder Schlaf fand.

Er öffnete seine Augen.

Er saß in seinem Büro.

Es war noch immer Nachmittag.

Nach einem tiefen Seufzer der Niedergeschlagenheit, glitt sein Blick nach draußen, hinaus aus dem großen Bürofenster. Dabei entging es ihm, dass der Himmel sich hinter einer undurchlässigen Schicht von dunklen Wolken verbarg. Auch die mächtigen, uralten Eichen, deren gänzlich entlaubten Äste der starke Ostwind unermüdlich schüttelte und beugte, übersah er.

Sein Blick kehrte zurück, zog nun innerhalb der fünfundzwanzig Quadratmeter seine trägen Kreise. Das Poster, das ein weißer Kunststoffrahmen umgab und das an der Wand gegenüber den Ehrenplatz erhalten hatte, hielt ihn eine Zeit lang fest. Es zeigte wie die Sonne rotglühend, beinahe unwirklich, im Meer versank. Und die letzten Sonnenstrahlen des Tages ergossen sich über eine Stadt, die sich als Silhouette in den Abendhimmel richtete. Nowak wusste, dass dieses Schauspiel nicht aus der Phantasieküche eines Künstlers stammte. Es handelte sich hierbei um die kalifornische Son-

ne und die Stadt war Los Angeles. Er hatte weder die kalifornische Sonne genossen, noch hatte er sich in Los Angeles aufgehalten. Er wusste es, weil er auf der Rückseite des Posters *'Abendstimmung in Los Angeles'* gelesen hatte. Er brachte es in seinem Büro an, damit er seinen Traum, den er sich irgendwann zu erfüllen beabsichtigte, ständig vor seinen Augen hatte. *Nun ist es vielleicht zu spät dafür.* Links neben dem Fenster stand ein Philodendron. Ein Überbleibsel von einem ehemaligen Kollegen, das niemand haben wollte. Ein Prachtexemplar von einer Pflanze, die er liebevoll versorgte. Hin und wieder streichelte er sie sogar, weil er in irgendeine Lektüre *'Streicheln fördert das Wachstum der Pflanzen'* gelesen hatte. Tatsache oder nicht, sie dankte ihm für die Zärtlichkeit, indem sie sich rasant entfaltete. Da war auch noch der Tisch aus Mahagoni, hinter dem er saß. Vor ihm standen zwei Monitore, rechts ein paar Schnellhefter. Auf der anderen Seite stand das Foto seiner Familie, das er vor zwei Sommern, hinter dem Haus geschossen hatte. In der Mitte hatte sich

Stefanie eingefunden. Rothaarig, hübsches, zartes Gesicht, üppiger Busen und runde Hüften. Sie lächelte in die Kamera. Ihre rehbraunen Augen strahlten vor Glück. Ihre rechte Hand lag lose auf Michaels Schulter, vierzehn Jahre alt. *Mein Ebenbild!* Der Junge hatte seines Vaters Haarfarbe. Die gleiche, etwas längliche Gesichtsförmigkeit. Selbst die Augenpartien hatte er von ihm. Michael trug auf dem Foto ein Fußballtrikot, blau und weiß gestreift. Mittelstürmer, ehrgeizig, zielstrebig, wusste genau, was er wollte und ging keinerlei Kompromisse ein. Zudem war er verflucht dickköpfig. *So wie ich. Schließlich fällt der Apfel nicht weit vom Stamm.* Er brachte es fertig, sein momentanes Befinden kurz zu verdrängen und lächelte mit traurigen Augen. Links neben Stefanie weilte Laura. Ebenfalls rothaarig, mit Pippi-Langstrumpf-Zöpfen und spitzbübischem Grinsen. Acht Jahre alt und die Nervensäge der Familie. Ein lebenswertes Geschöpf, mit einem Wissensdrang, der manchmal unheimlich war. Nowak gestand sich, dass seine Kleine irgendwann einmal eine verdammt

hübsche Frau sein würde. *So wie ihre Mutter. Und ich werde es nicht miterleben.* Der tiefe Schmerz grub sich wie ein beidseitig geschärftes Messer in seine Eingeweide. Sein Kopf fiel nach hinten. Erneut schloss er seine Augen. Jetzt war die Zeit ein wenig Revue passieren zu lassen; versuchen festzustellen, wie viel er in den vergangenen zwanzig Jahren erreicht hatte. Es war tatsächlich sehr viel. Jedenfalls hatte er mehr auf die Beine gestellt als die meisten Leute, die er gut, oder nur flüchtig kannte, grüßte oder mit denen er gelegentlich plauderte. Er besaß ein schönes Haus, in dem er und seine Familie glücklich waren. Ein gutes Polster auf der Bank, das für längere Zeit genügen würde, um über die Runden zu kommen. Auch beruflich stand er auf höherer Ebene, sodass er sich keine Sorgen um seine Zukunft machen musste. Natürlich, das alles hatte er erreicht, indem er sich kräftig ins Zeug gelegt, sich für nichts zu schade befunden hatte. Nicht zu vergessen die vielen Opfer, die er hatte erbringen müssen, ohne anfangs nur Stefanie, später auch die Kinder, zu

vernachlässigen. Er hatte sich redlich bemüht ein guter Ehemann und ein noch viel besserer Vater zu sein. Nie hatte es Beschwerden gegeben, weder seitens Stefanie, noch durch seine Kinder. Er hatte jederzeit versucht all die Dinge, die das Leben ausmachten, unter einen Hut zu bekommen. Er wusste bis zuletzt nicht wie, doch er hatte es meistens hingekriegt, sodass am Ende alles gut war.

Aber jetzt? Großer Gott, noch vor einigen Tagen, während er die Garage ausfegte, hatte er ein paar Pläne geschmiedet. Keine großartigen Dinge. Für manche vielleicht nicht einmal erwähnenswert, für ihn jedoch sehr wichtig. *Von jetzt an nicht mehr...* Es waren Pläne gewesen, die für seine Zukunft von Bedeutung wären. Aber er hatte keine Zukunft mehr. Sie war ausgelöscht.

»Und Tote brauchten keine Pläne!«, Worte seines Arztes, obwohl er in diese Richtung nicht das Geringste verlauten ließ. Doch Nowak glaubte genau diese Worte zwischen all den anderen vernommen zu haben. »*Sie sind tot,*

Herr Nowak, Sie wissen es nur nicht!« Richtig gesehen hatte Doktor Gerhard Busch nichts gesagt, das Beunruhigung auslöste oder Ängste einflößte. Aber dieses kalte Gefühl der Vorahnung... Er dachte an die Routineuntersuchung, wobei er die Lunge und Nieren durchchecken ließ. Eigentlich nichts Besonderes. Und er hatte selbstverständlich damit gerechnet, dass er nichts hatte. Wieso hätte ihn auch das Schlimmste treffen sollen? Er war gewohnt auf der sonnigen Seite des Lebens zu wandern. Und die Hölle war für ihn ein weitentfernter Ort und eh nur für die Anderen bestimmt. Es ist bekannt, dass heranrückendes Unheil sich zuvor nicht ankündigt. Wenn, dann kommt es schleichend, lauend, um plötzlich und kraftvoll zuzuschlagen. Eines der Röntgenbilder hatte auf seinem rechten Lungenflügel einen kleinen Schatten gezeigt. Bereits dort, in jenem nackten, ungemütlichen Raum, hatte er erkannt, dass die Hölle, dieser weitentfernte Ort, nicht annähernd so weit entfernt war, wie er angenommen hatte.

»Dieser Schatten – bedeutet das Ende, nicht wahr?«, hatte er nahezu tonlos gefragt und dabei die schmerzende Gänsehaut vernommen, die seinen Rücken hinaufkroch. Die Röntgenologin hatte ein kleinwenig empört reagiert und gemeint, er solle den Teufel nicht an die Wand malen und gefälligst auf die endgültigen Ergebnisse warten. Das war vor neun Tagen. *Neun verdammt lange Tage!* Und heute Morgen, als er sich auf dem Weg machte, beschloss er nicht mehr zu warten. Er wollte endlich Gewissheit. Später in seinem Büro war er zielstrebig zum Telefon gegangen. Etwas jedoch hatte ihn veranlasst nicht nach dem Hörer zu greifen. Er wusste auch was es war: Die Angst. Und zwar vor *diesem* Moment! Die Angst war die ganze Zeit in ihm gewesen. Zur Beginn noch umgänglich, hatte sich sogar hin und wieder verdrängen lassen. Inzwischen aber war sie gewachsen. So sehr, dass er sich gezwungen sah, sich ständig mit ihr zu befassen. Heute musste er mit seinem Arzt reden. Das musste geschehen, noch bevor es Zeit wurde den Heimweg anzutreten.

Himmel, nicht noch so eine schreckliche Nacht!

Anröchiges, unheilbringendes Knistern in der Stimme des Arztes, als der sagte: »Herr Nowak, ich möchte, dass Sie mich noch heute in der Praxis aufsuchen.«

Nowak merkte, wie etwas tief in seinem Inneren in Bewegung geriet.

»Das ist erst nach siebzehn Uhr möglich«, antwortete er nach kurzem Zögern. Und es klang nach Hinhaltetaktik, eindeutig. Er wollte vermeiden die fürchterlichen Dinge zu erfahren, die sein Leben gravierend verändern würden und dass es dem Selbstbetrug gleichkam, störte ihn nicht. Er bedauerte sogar ein wenig, als der Arzt sein Spiel nicht mitspielte.

»Kommen Sie, wann Sie es einrichten können. Ich werde auf sie warten.«

Das Etwas, das in ihm in Bewegung geraten war, formte sich zu einem Klumpen, der sich dann gegen seine Eingeweide presste. »Okay... Erzählen Sie es mir«, verlangte Nowak. »Zählen

Sie die schlimmen Sachen auf, die man entdeckt hat.«

Doktor Busch ließ sich nicht aus der Reserve locken.

»Lassen Sie uns nachher darüber sprechen«, entgegnete er ruhig.

Es lief Nowak heiß und kalt den Rücken runter. Sein gleichmäßig schlagendes Herz nahm Fahrt auf. Panikattacken folgten. Er überlegte, ob es nicht sinnvoll wäre das Büro zu verlassen und unterzutauchen. Den Kopf in den Sand stecken? Einfach verschwinden, als hätte es ihn nie gegeben? *Eine ausgesprochen dumme Überlegung.* Zumal er nicht mal wusste, für wen das sinnvoll sein sollte. Für ihn? Sicherlich nicht. Eigenartige Wärme legte sich über ihn, trieb ihm die Schweißperlen auf die Stirn. Er glaubte zu glühen, wie eine 1000-Watt-Glühbirne. Sein Blut pulsierte. Die Übelkeit machte sich bemerkbar. Erst wie ein kleines Unwohlsein. Dann aber nahm ihr Druck zu, steigerte sich, wuchs im Eiltempo und schob ihm den Inhalt seines Magens in seine Speiseröhre.

Plötzlich musste er würgen.

Nachher darüber sprechen!

Über sein Ende? Ganz sicher. Wenn die Untersuchungen wieder einmal 'gut ausgefallen' (Ausdrucksweis von Dr. Busch) wären, hätte sein Arzt bereits am Telefon Entwarnung gegeben. Aber dieses Mal tat er es nicht; verhielt sich auffällig bedeckt, die Stimme etwas brüchig. Hinzu kam, dass er auf ein Treffen unter vier Augen bestand. Anscheinend hatte die Untersuchung an den Tag gelegt, dass er diese tausendmal verfluchte Krankheit in sich trug und er sein Leben lassen würde.

Er glaubte weinen zu müssen.

Der Moment wäre günstig dafür.

Er war allein und niemand würde ihn dabei beobachten.

»Ein Nowak weint niemals!«, fielen ihm die Worte seines Vaters ein. Der alte Haudegen, dem das Leben nichts geschenkt hatte. »Das Leben kann uns hin und wieder ein Bein stellen, uns in den Arsch treten. Na und? Wir stolpern.

In Ordnung. Aber wir fallen nicht. Ein Nowak hat sich in jeder Situation unter Kontrolle, weil er keine Schwäche kennt.«

Du hast dich geirrt, alter Mann! Sein Blick, den allmählich eine dünne, feuchte Schicht überzog, war auf das Poster gegenüber gerichtet. Dein Sohn hat sich leider nicht in jeder Situation unter Kontrolle. Ich hoffe deine Enttäuschung hält sich in Grenzen, wenn du siehst, dass ich schwach bin, viel schwächer als du – und du vergibst mir meine Tränen.

Dr. Gerhard Busch, war eine drahtige Gestalt. Das Haar dunkelblond, kurzgehalten. Die Augen grün, auffallend klein. Sein weißer Kittel schimmerte vor Reinheit, ebenso seine weiße Hose. An den Füßen trug er weiße Tennissocken und bequeme Sandalen mit Korksohlen. Er empfing Nowak außerhalb seines Sprechzimmers, bat ihn anschließend in den Raum. Rechts, von der Tür aus gesehen, stand sein wuchtiger Schreibtisch aus hellem, warmem Holz. Etwas weiter hinten befand sich eine Vit-

rine mit Glasfront. Links, ebenfalls von der Tür aus betrachtet, stand ein ziemlich breites Regal, das gegen die Decke stieß und dessen Fächer Bücher und Illustrationen trugen, die die Fachrichtung des Arztes erkennen ließen. Das Skelett, das durch ein Metallgestell zusammengehalten wurde, harrte noch immer geduldig in der Ecke des Raumes; nahe dem Fenster, in ständiger Harmonie mit grünen Kübelpflanzen, die ihn umsäumten. Für einen Moment glaubte Nowak, von diesem Gerippe angestarrt zu werden; aus seinen augenlosen, dunklen Höhlen. Und der halboffene, breite Mund schien ihn auszulachen. War da nicht auch eine Stimme? Ein Flüstern? Er hielt den Atem an. Irgendwer sprach zu ihm. Nein, es war keine Einbildung. Nowak warf einen schnellen Blick auf den Arzt. Der machte nicht den Eindruck, als würden die Worte auch ihn erreichen.

»Siehe her, Ralf Nowak«, sagte die Stimme. »Nach ein paar Jahren im Loch wirst du genauso aussehen. Hübsch was? Aber nicht jeder hat das Glück in einer Arztpraxis weilen zu dürfen, wo es

warm und hell ist. Ich sage dir, die Einsamkeit unter die Erde, in der ewigen Finsternis, ist unerträglich...«

»Nehmen Sie Platz«, sagte Gerhard Busch, der bereits saß, ordnete mit raschem Griff ein paar Blatt Papier, um es dann beiseite zu legen. »Wie...« Die Stimme versagte ihm. Er räusperte sich übermäßig laut. »Wie fühlen Sie sich?«, erkundigte er sich danach. Er klang kontrolliert, vorsichtig, als beabsichtigte er sich sachte heranzutasten.

»Soweit ganz gut«, antwortete Nowak, fügte nach einer Pause hinzu: »Hören Sie, Herr Doktor, ich bin dafür, dass wir gleich zur Sache kommen sollten. Ich habe mich mit dem, was mich erwartet, so gut es ging auseinandergesetzt und ich denke, ich habe mich damit abgefunden. Befürchten Sie also nicht, dass ich hysterisch werde, wütend aus der Haut fahre, oder gar Ohnmächtig werde.«

Gerhard Busch vermied krampfhaft den Blickkontakt, als er schwerfällig und zögerlich berichtet: »Die Untersuchungsergebnisse sagen ein-

deutig aus...dass...Sie ihn haben und er ist...böseartig.«

'Er', 'ihn' - So klein und doch so riesengroß ist die Last des Grauens, sodass der Arzt sich davor scheut, die Dinge bei den Namen zu nennen. Und er stellte ein wenig erstaunt fest, dass er, im Gegensatz seiner Erwartungen, nicht verbittert war. Er war seltsam gefasst, ruhig. Mehr noch, sonderbar gelassen. Er sah sich, nahezu atemlos, die Gegenstände auf dem Tisch an: Schreibblock, Kugelschreiber, Kalender auf einen Ständer. Weiter unten eine kleine Uhr mit digitalem Ziffern. Eine kleine Plastikschaale, in der eine kleine Schere, Bleistifte, Büroklammern, Spitzer und Radiergummi Platz gefunden hatten. Er hob den Blick und richtete ihn in die Ecke, in der das Skelett ausharrte. Er sah, dass die schwarzen, tiefen Höhlen ohne Leben, nach wie vor auf ihn zielten.

Der Tod nähert sich mit ausholenden Schritten, mein Freund. Er erwiderte den toten Blick des Knochengestübes. *Wir wissen, dass ich vor ihm*

nicht weglaufen kann, genauso wenig wie du damals, nicht wahr?

»Herr Nowak, geht es Ihnen gut?«

Nowaks Blick kehrte zurück, ruhte nun auf dem Gesicht des Arztes.

»Wissen Sie, ich bin zweiundvierzig Jahre alt«, erzählte er, nachdem er einen Augenblick lang innegehalten hatte. »Wenn ich zurückdenke, glaube ich immer gesund gelebt zu haben. Selten fette Speisen, sehr viel Obst und Gemüse, sehr viel Vitamine. Ich habe nie geraucht. Alkohol, nur bei feierlichen Anlässen. Ich treibe auch sehr viel Sport. Ich spiele zwei Mal die Woche Squash, ich jogge. Ich bin so oft es geht an der frischen Luft - und dennoch hat er mich erwischt.«

Verflucht nochmal! Er war doch verbittert, sehr sogar.

»Der menschliche Körper ist für uns schon lange kein Geheimnis mehr«, meinte Gerhard Busch. »Wir kennen jedes Gewebe. Wir wissen in welcher Form das Immunsystem funktioniert, oder die Herzgefäße arbeiten. Wir kennen

die Lunge, die Leber, die Milz und andere Organe zur Genüge. Wir haben das Gehirn weitgehend erforscht. Kurz, wir sind durchaus imstande einen Körper zu zerlegen und ihn exakt wieder zusammenzufügen. Aber, leider Gottes, wir haben nicht allzu viel in der Hand, womit wir diese Krankheit gezielt, und vor allem mit hundertprozentigem Erfolg niederkämpfen können. Und es sind keine Normen vorhanden, nach denen sich der Mensch orientieren sollte, damit er garantiert geschützt ist.«

»So wie ich aussehe, müsste ich vor Gesundheit nur so strotzen«, sagte Nowak schwach. »Aber es ist nicht der Fall. Ich sehe zwar aus, als könnte ich einen Bären umhauen, aber in mir hat bereits die Fäulnis eingesetzt.«

»Es gibt tatsächlich Menschen, die jede erdenkliche, zum Teil gesundheitsschädigende, gar giftige Stoffe aufnehmen, dennoch kerngesund sind und sehr alt werden«, wusste Gerhard Busch.

Schön, das zu hören... »Und ich habe mir all die Jahre die Mühe gemacht, auf mein Leben Acht

zugeben und bin jetzt krank und werde nicht alt werden«, gab Nowak zurück und setzte fort: »Vielleicht ist es die Ironie des Schicksals, wie man sagt. Vielleicht sollte man wirklich leben, wie es gerade kommt: Spontan und ohne lange über die eventuellen Konsequenzen nachzudenken.«

»Herr Nowak, ich möchte, dass Sie sich in eine Klinik einweisen lassen«, schlug Doktor Busch vor. Er hatte zuvor geschwiegen, als hätte er die Worte gesucht, die auf die Dringlichkeit der Lage hinwiesen, ohne dabei Panik auszulösen.

Nowak lächelte mit ausdruckslosen Augen.

»Wozu?«, fragte er. »Damit die an mir herum-schneiden, um hinterher sagen zu können: *‘Tja, es hatte von Anfang an keinen Sinn?’*« Er schüttelte den Kopf. »Genau das werde ich mit Sicherheit nicht tun. Aber ich werde Ihnen verraten, was ich unternehmen werde. Etwas was ich schon viel hätte früher tun sollen. So lange ich Kraft in mir habe und keine Beschwerden, werde ich mir meinen Lebenstraum erfüllen. Ich werde nach Kalifornien fliegen. An den traum-

haften Stränden Hawaiis liegen. Auf Tahiti werde ich die Hula-Hula-Mädchen bei ihren exotischen Tänzen beobachten. Mit andern Worten, ich werde mir die Welt ansehen. Wenn ich dann sterbe, werde ich wissen, ich habe sie gesehen und versucht sie in vollen Zügen zu genießen. Aber wenn mein Vorhaben, durch etwas Unvorhergesehenes doch noch scheitern sollte, so werde ich mich damit trösten, dass ich es wenigstens versucht habe. Sie sehen, ich habe nicht die Absicht in irgendeinem tristen Krankenzimmer zu liegen, angeschlossen an Schläuchen, mit aufgeschlitztem Bauch und allmählich dahinzusiechen.«

»Ich verstehe Sie«, antwortete Gerhard Busch, hatte eine Weile verstreichen lassen, wobei er über Nowaks Worte nachgedacht hatte. »Es ist jedoch meine Pflicht als Mediziner, Sie davon in Kenntnis zu setzen, dass Sie in absehbarer Zeit so starke Schmerzen haben werden, sodass Sie sich wünschen werden, Sie hätten sich behandeln lassen.«

Elender Mistkerl!

Aus welchem Grund sollte sich jemand einweisen lassen, der bereits tot war? Gestorben und dann vergessen. *Sag es mir!* Hatte nicht seine Lebensuhr zum letzten Schlag ausgeholt? *Komm schon, raus mit der Sprache?* Vielleicht kassierte er Kopfgeld. Für jeden eingelieferten Patienten einen bestimmten Betrag. *Ist es so, ja?* Nowak betrachtete das Gesicht auf der anderen Seite des Tisches durchdringend. Er sah tief in den kleinen Augen seines Arztes und zum ersten Mal entdeckte er die Eiseskälte in ihnen. *Wie viele waren es, hm?*

Wie viele Menschen, die an dem Rand des Abgrunds wandelten, hatte dieser Bastard, wohl aus Habgier kaltblütig ans Messer geliefert? Waren es hundert? Fünfhundert? Vielleicht waren es auch schon Tausende. Wenn er pro Kopf einen Tausender kassierte, hatte er bei tausend Patienten eine Million verdient, ohne dass der Fiskus davon Wind bekam.

Hör auf damit! Die Hoffnungslosigkeit, in die er sich gestoßen fühlte, veranlasste, dass er sich zu solchen feindseligen Gedanken verleiten ließ.

Gewann er durch sie mehr Stärke, mehr Zuversicht? War er dadurch weniger ängstlich, weniger verzweifelt? *Natürlich nicht...* Und so plötzlich wie er sie entstehen ließ, genauso schnell verdrängte er sie auch wieder. Glück für ihn, dass Gerhard Busch keine Gedanken lesen konnte. Es war jedenfalls Nowak nicht zu Ohren gekommen, dass er diese Fähigkeit besaß. Und warum sollte er es ausgerechnet heute, es ausgerechnet bei hm können? Was er aber nicht wusste, war, dass sein Arzt sich verstärkt bemüht hatte seine Gedanken zu erraten. Er hatte jedoch am Ende resigniert und diejenigen, die über ein zweites Gesicht verfügten und somit in der Lage waren Gedanken anderer zu lesen, wegen dieser außergewöhnlichen Gabe beneidet. »Wissen Sie, Herr Nowak«, nahm er das Gespräch wieder auf, »die Wissenschaft verfügt zwar über kein Mittel diese Krankheit in die Knie zwingen zu können, aber sie ist mittlerweile so weit vorangeschritten, sodass nach der Behandlung Patienten überleben.« Er überlegte kurz, bevor er hinzufügte: »Diese Krankheit zu

haben, bedeutet nicht automatisch, dass der Mensch verdammt ist zu sterben. Damit möchte ich Ihnen klarmachen, dass durchaus Überlebenschancen vorhanden sind.«

Nowak wurde ärgerlich. *Hör auf, so einen Mist zu erzählen!* »Sie sollten nicht versuchen, mich für dumm zu verkaufen, Herr Doktor!«, entgegnete er bissig. »Wenn Sie über Überlebenschancen reden, dann können sie mir auch sicherlich sagen, wie sie stehen. Eins zu ein Tausend? Eins zu einer Million?«

Gerhard Busch erwiderte: »Auch wenn die Chancen so gering sind, weshalb sollten Sie nicht der sein, der durchkommt? Erklären Sie mir bitte, was dagegen sprechen sollte.«

Natürlich nichts... Und wenn nichts dagegen sprach, warum sollte er nicht derjenige sein, der diese Krankheit überlistete?

»Haben Sie noch nie von Menschen gehört, die wieder gesund wurden, obwohl ihnen, aus medizinischer Sicht, keine Chance eingeräumt wurde?«

Selbstverständlich hatte er von diesen Leuten gehört, die beweint und verabschiedet wurden. Sie waren bereits auf dem Weg ohne Widerkehr, als sie zurückgeholt wurden. Ein Wunder? Vielleicht auch Gott? Nowak lächelte innerlich. Als wenn Gott für solche wie ihn jemals Zeit und Gehör gehabt hätte.

»Tun Sie es, Herr Nowak«, drängte Gerhard Busch. »Geben Sie sich nicht auf. Trotzen Sie Ihrem Schicksal. Zeigen Sie, dass Sie bereit sind zu kämpfen?«

War er das?

Bereit zu kämpfen? Lohnte es sich überhaupt, wenn am Ende der Tod wartete?

»Ich werde das Notwendige veranlassen«, hörte er jetzt den Arzt sagen. »Sie können es sich überlegen. Wenn Sie sich für die Klinik entscheiden, ist es gut. Wenn Sie aber lieber die Welt in Augenschein nehmen wollen, ist ebenfalls gut. Die Entscheidung liegt letztendlich bei Ihnen. Ich schlage vor, Sie beraten sich mit Ihrer Familie, geben mir dann Ihren Entschluss bekannt. Einverstanden?«

Das war er.

Zuhause angekommen, begrüßte Stefanie ihn mit einem Kuss auf dem Mund. Sie wollte wissen, wie sein Tag war. Er beschloss ihr vorerst einmal nichts zu sagen. Er wollte warten, bis sie im Bett waren. Dort, wo sie eng beieinanderlagen, die Körperwärme und der vertraute Geruch des Partners ihr Zusammengehörigkeitsgefühl stärkte, hatten sie für viele ihrer Probleme Lösungen gesichtet. Aber dann sah er ein, dass das, was er ihr offenbaren musste, mit keiner der Schwierigkeiten, die sie in der Vergangenheit bewältigen mussten, verglichen werden konnte.

Er war sich sicher, dass es dieses Mal anders sein würde. Auch wenn sie im Bett lagen und darüber sprachen. Denn diesen verfluchten Schicksalsschlag Herr zu werden und ihn, ein für alle Mal aus der Welt zu schaffen, lag weder in seiner Macht, noch in Stefanies.

»Anstrengt«, antwortete er ihr und zwang sich zu einem gequälten Lächeln.

»Wasch deine Hände, inzwischen tue ich dir Essen auf«, sagte sie und wandte sich von ihm ab. Sein Blick hing ihr nach, als sie mit ihrem Po kräftig wackelnd Richtung Küche aufbrach. Er vergaß tatsächlich für einen Augenblick, dass sein Leben im Grunde nur noch ein Scherbenhaufen war und schmunzelte.

Und Stefanie wusste, das war genau der Gang, den er mochte; der ihn auf eine angenehme Art provozierte. Dieser lenkte ihn ein wenig von seinem Stress in der Firma ab, entspannte ihn und machte ihn heiß auf die bevorstehende Nacht. Aussichtslosigkeit und Abgeschlagenheit sollten ihn peinigen; der ständige Gedanke an den Tod seine tiefen Impulse unterbinden. Doch es war nicht so. Er fühlte sich unbändig stark. In ihm schien das pure Leben zu pulsieren. Natürlich, in so einem Moment, in dieser nahezu hoffnungslosen Situation, an Sex zu denken entsprach nicht der Normalität.

Aber was sollte er tun?

Gegenangehen? Verdrängen? Seine Gefühle für tot erklären?

Als er aus dem WC kam, wo er sich die Hände gewaschen hatte und dabei krampfhaft den forschenden Blick in den Spiegel vermied, stand sein Essen auf dem Tisch. Während er mit wenig Appetit aß, saß Stefanie ihm gegenüber und erstattete Tagesbericht. Nowak war ganz bei der Sache, hörte ihr zu. Er kriegte er auch alles mit, trotz diesem Etwas unter seiner Schädeldecke, das seine Aufmerksamkeit suchte.

Zwischenzeitlich kam Laura zu ihm. Vater und Tochter alberten herum. Er kitzelte sie kräftig durch, so wie sie es gern hatte. Auch dieses Mal wollte sie noch mehr. Gegen acht Uhr kam Michael vom Training. Er wirkte etwas angefressen, verlor ein paar abfällige Worte über seinen Trainer. Was vorgefallen war, darüber wollte er nicht sprechen. Nach einer Weile zog in den Zimmern der Kinder die Stille ein. Er sah mit Stefanie fern, ohne hinterher zu wissen, was sie sich angesehen hatten. Gegen zweiundzwanzig Uhr dreißig gingen auch sie ins Bett und liebten sich. Weder vorher, noch hinterher sagte er ihr etwas. Jetzt schlief sie. Er lag neben ihr. Auf

dem Rücken. Starrte die Zimmerdecke an. Die Gedanken an den Tod kamen. Er hatte damit gerechnet, dass sie ihn irgendwann aufsuchen und er gezwungen sein würde, sich mit ihnen auseinanderzusetzen. Er seufzte kraftlos. Nein, über den Tod wusste er nicht viel. Nur, dass er so unvorhersehbar

wie ein Blitzschlag war und unendlich still, wenn er eintraf. Und dann fielen ihm die zahllosen Berichte ein, denen zufolge der Tod nichts Endgültiges sein sollte. *‘Er ist lediglich der Aufbruch in ein anderes Leben’*, stand da. Leben? Oder sprach der Satz von Existenz? Er konnte sich nicht mehr so genau erinnern, was seiner Meinung nach, nicht weiter wichtig war. Er war davon ausgegangen, dass diese Worte, die in seinem Gedächtnis hängengeblieben waren, in welchem Zusammenhang und Wortlaut auch immer, ihm die Ruhe geben würden, die er so dringend benötigte, damit er nicht den Halt verlor. Aber sie bewirkten das Gegenteil. Sie machten ihn sogar ein wenig ärgerlich, verstärkten seine Mutlosigkeit. *Klugscheißerei!* Wo-

her bezogen diejenigen, die solche Gerüchte in die Welt setzten, ihr Wissen? Wer hatte schon mal eine Erkundungsreise ins Jenseits unternommen und war unversehrt zurückgekehrt? *Haltloses Gerede, nichts weiter!*

Wenn man tot war, war man tot. So plausibel war das. Wenn einen die Erde verschlungen hatte, kam nichts mehr. Kein Licht, kein Tunnel. Kein Engel, der einen begleitete und auch kein Gott. Stattdessen: Einsamkeit, Kälte und Finsternis.

Auch wenn es nach dem Tod so was wie ein Leben, oder eine Existenz geben sollte. *Na, wenn schon, verdammt!* Sollte er deshalb vielleicht jubeln? Er wollte nicht sterben, damit er irgendwo weiterlebte, getrennt von seiner Frau und seinen Kindern. Er wollte jetzt leben. In dieser Welt. Mit seiner Familie. War das zu viel verlangt?

Hörst du mich, Gott, Ich frage dich, ob das zu viel verlangt ist?!

Ob er eine Antwort erhalten würde; eine Erklärung, warum er sterben sollte?

Sicherlich nicht.

Er seufzte erneut, die Augen auf die Zimmerdecke gerichtet. Und er entdeckte zwei seltsame, helle Punkte, die ganz plötzlich auftauchten. Sie wirkten wie winzige fremde Wesen aus einer Traumwelt. Nowak beobachtete, wie sie sich näherkamen und miteinander verschmolzen. Einen Augenblick später verschwanden sie wieder, genauso schnell und unerwartet, wie sie erschienen waren.

Nein, vergiss es, sagte er sich jetzt. Ganz gleich was sie auch gewesen waren, Gottes Zeichen waren sie bestimmt nicht. Er ließ noch einen Moment verstreichen, indem er regungslos liegenblieb, die Decke über ihm im Blick. Die mysteriösen Punkte tauchten nicht wieder auf. Leise wälzte er sich auf die Seite und stieg aus seinem Bett. Im Flur machte er Licht. Michaels Tür war lediglich angelehnt. Der Junge hatte seine Nachtschlampe angelassen, schlief auf dem Rücken. Sein Mund war leicht geöffnet. Seine Decke, auf der ein aufgeschlagenes Comicheft lag, hatte er bis unters Kinn hochgezogen. Nowak nahm das

Heft an sich, besah sich ein paar Seiten. *Science-Fiction*. Bilder einer entfernten Zukunft, die vielleicht niemals laufen lernen würden. Oder vielleicht doch? Wer konnte schon hierzu konkrete Antworten geben? Er ganz sicher nicht.

Er legte das Heft auf den Nachtschrank. Strich dann vorsichtig über den blonden Schopf seines Sohnes, verließ das Zimmer. Zuvor knipste er das Licht aus. Das Zimmer nebenan lag im Dunkeln. Das Flurlicht erhellte Lauras Gesicht. Ihr ziemlich ausgefranster Teddybär, dessen Name *Knöpfchen* lautete, lag neben ihr.

Nowak setzte sich vorsichtig auf die Bettkante, betrachtete das winzige, unschuldige Gesicht seiner Tochter. Die hellen, langen Wimpern, die kleine Nase, die Baby-Hand, die auf der Decke lag.

Sie ist noch so klein, dachte er, wobei sein Herz sich krümmte.

Er verfluchte sein diabolisches Schicksal, das anscheinend keinen Skrupel kannte, keinen Halt machte, vor Nichts und vor Niemanden.

Wenn er noch ein paar Jahre gehabt hätte; wenn er miterlebt hätte, wie sie das Teenegeralter erreichte. *Es tut mir leid Laura, dass ich gehen und euch zurücklassen muss. Aber ich verspreche dir, dass ich alles versuchen werde, damit ich bleibe.* Er beugte sich nach unten und küsste ihre zarte Wange, die nach Creme duftete. Danach ging er, genauso leise, wie er kam. In der Küche angekommen, nahm er die Milch aus dem Kühlschrank. Irgendein Gedanke ließ ihn jedoch für einen Moment innehalten. Er stellte die Milch zurück. Im Wohnzimmer, in einer schweren Vitrine, hinter einer Klappe standen Flaschen. Einige davon noch nicht mal geöffnet. Seine Entscheidung fiel auf den milden Weinbrand. Er goss das bauchige Glas, das er aus dem Fach darüber an sich nahm, halbvoll. In den folgenden fünfzehn Minuten nippte er es leer. Einbildung, oder nicht, der Alkohol tat ihm tatsächlich gut. Er schaffte es sogar seine dunklen Gedanken zu vertreiben. Etwas, das seine Seele streichelte, wenn auch nur für kurze Zeit, konn-

te ihm nicht schaden und er machte sich auf, um sein Glas erneut zu füllen.

»Ich möchte auch ein Gläschen«, sagte Stefanie, die plötzlich in der Tür stand. Ihr gütiges Lächeln verlieh ihr etwas Engelhaftes.

»Ich dachte, du schläfst«, meinte er, während er auch ein Glas für sie einschenkte.

»Was für ein Zufall«, gab sie zurück. »Genau das dachte ich auch von dir.« Sie kam näher, streckte sich und küsste ihm den Hals. Das Glas, das er ihr übergab, hielt sie jetzt in ihrer Hand, als sie sich auf dem Sofa niederließ. Nowak setzte sich zu ihr. Weder Empörung, noch Vorwurf ließ ihre Stimme erkennen, als sie ihn daran erinnerte, welche Absprache sie damals getroffen hatten. »Weißt du noch, wir hatten beschlossen, über die Probleme, die uns Kummer bereiten offen mit einander zu reden.«

Er schwieg.

Stefanie setzte nach. »Das hatten wir, nicht wahr? Was ist auf einmal los, Tiger?

Du hast dich doch nicht etwa entschieden aus der Reihe zu tanzen, oder? Es wäre wahrlich kein guter Zug von dir.«

»Nein, das wäre es nicht«, wusste er.

»Dann lass uns reden. Erzähl mir, was du auf dem Herzen hast. Aber bitte, verschone mich mit irgendwelchen Lügengeschichten, verstanden?«

Er antwortete nicht sofort.

Er suchte nach Worten, die weniger brutal klangen und weniger Schmerz erzeugten. Er musste jedoch einsehen, dass Hiobsbotschaften in einem stets tiefe Wunden rissen, die schwerlich verheilten, ganz gleich für welche Ausdrucksweise man sich auch entschied.

»Ich war heute bei Doktor Busch...«, begann er und den Rest seines Satzes behielt er für sich. Die Kraft fehlte ihm, um ihr zu sagen, dass er starb. Ganz allmählich. Jeden Tag etwas mehr und er bereits den Abgrund sah, der für ihn bestimmt war.

Stefanie sprang auf die Beine, verlor dabei ihr Glas, der auf den Boden fiel und zerbrach.

Hatte sie erahnen können, was er ihr gestehen wollte, aber nicht über seine Lippen brachte?

»Nein!«, stieß sie aus. Der Klang ihrer Stimme zeigte ihre Panik, ihre Angst, in die sie ohne jegliche Widerstand taumelte. Sie schien jedes Wort zu kennen, das er vor ihr zu verbergen versucht hatte.

»Sag, dass es nicht wahr ist, bitte!«, verlangte sie. »Sag, dass meine Gedanken zu schwarzseherisch sind und die Dinge, vor denen ich mich immer gefürchtet habe, nicht eintreten werden und ich mir grundlos Sorgen mache!«

Nowak sagte nichts, sah nur in ihre Augen.

Er hatte das Gefühl, etwas Böses sei in sein Inneres eingedrungen und nun versuchte sein Herz zu ergreifen. Er schluckte laut. Dann noch einmal. Trotz seiner Bemühungen, bekam er den Klumpen nicht aus seiner Kehle.

»Ralf, bitte, rede mit mir!«, flehte Stefanie ihn an. »Sag etwas, ganz gleich was!«

»Komm her«, sagte er endlich. »Setz dich zu mir.«

Stefanie zögerte, schüttelte immer wieder ihren Kopf. Sie schien nicht zu begreifen wollen, dass das Verhängnisvolle mit schwarzer Seele ihre Familie heimsuchte; es gekommen war, ihre Welt zu vernichten.

»Setz dich zu mir«, wiederholte Nowak. »Du willst reden? In Ordnung, dann reden wir.«

Obwohl es da nichts zu bereden gibt. Die Lichter gehen aus, der Vorhang fällt – Lebewohl mein Leben, Lebewohl meine Welt!

Sie gehorchte, kam und setzte sich auf seinen Oberschenkel.

Ihre Tränen waren ein endloser Fluss, der ihre Wangenknochen hinabfloss.

»Himmel, warum nur?«, fragte sie, während sie erst sein Gesicht, anschließend seine Schädeldecke küsste. Dann kam es ihr in den Sinn, dass es vielleicht ein Irrtum war. Niemand war perfekt, oder vollkommen. Jeder machte Fehler, die manchmal so winzig waren, dass sie nicht ins Auge fielen. Aber die Auswirkungen waren so unglaublich, sodass die Betroffenen daran zur Grunde gingen.

»Vielleicht wurden deine Untersuchungsergebnisse, durch irgendeinen dummen Zufall vertauscht!«, hoffte sie. »Das ist durchaus möglich, oder?«

Er antwortet nicht, leerte sein Glas.

»Was sagt Doktor Busch?«, erkundigte sie sich jetzt, ihr Blick auf sein ausdrucksloses Gesicht gerichtet. »Hat er auch gesagt, wie die Chancen stehen?«

Seine Miene blieb versteinerte, als er ihr mitteilte: »Irgendwo zwischen Eins zu ein Tausend und einer Million. Ich würde sagen, die Aussichten sind nicht gerade rosig.«

Stefanie grub ihr Gesicht in sein Haar.

»Oh, großer Gott!«, jammerte sie klagend. »Oh, mein Gott! – Was sage ich bloß zu den Kindern, wie bringe ich es ihnen bei?«

Nowak ergriff ihre rechte Schulter, drückte sie etwas nach hinten, sodass er ihr ins Gesicht sehen konnte.

»Hör mir zu!«, verlangte er schroff. »Ich will, dass du dich in den Griff bekommst! Mit hysterischen Anfällen und Todesgesängen ist keinem

geholfen! Im Gegenteil: Damit verschlimmern sich die Dinge nur. Wir brauchen jetzt viel Kraft, Durchhaltevermögen, vor allem positives Denken. Und zu den Kindern sagst du vorerst einmal gar nichts. Jedenfalls nicht die Wahrheit. Wir müssen sie nicht jetzt schon mit dem aller Schlimmsten belasten. Sie werden noch früh genug Leid erfahren. Wenn jemand sich nach mir erkundigt, sagst du, dass ich Rückenleiden hätte und zur Kur bin. Auch zu den Kindern sagen wir das.«

»Was hast du vor?«

»Doktor Busch hat mir eine Klinik empfohlen«, verriet er. »Ich habe es mir überlegt und werde mich einweisen lassen... Und du wirst mich dort nicht besuchen kommen«, fügte er nach einer kurzen Pause hinzu.

Stefanie protestierte: »Das ist wohl nicht dein Ernst, oder?«

Er hielt dagegen. »Doch, das ist mein Ernst! Mein voller Ernst! Und ich möchte nicht mehr darüber diskutieren!« Er stand auf, um sein Glas zu füllen. »Ich sprach zwar mit Doktor

Busch nicht über den Behandlungsablauf«, setzte er fort, »aber vielleicht müssen sie an mir herumschneiden. Vielleicht muss ich auch mit einer Chemotherapie behandelt werden.« Er kam zurück, setzte sich. Seine Stimme enthielt Bedrücktheit, als er fortfuhr: »Und du weißt, was diese Behandlungsmethode aus Menschen macht, wie sie sie verändert, sie altern lässt, ihnen die Kraft raubt. Denk nur einen Augenblick an deinen Onkel. Er wollte zum Schluss nur noch sterben.«

»Du bist nicht mein Onkel!«, bemerkte Stefanie.

»Das stimmt, ich bin dein Ehemann«, gab er zurück. »Bei deinem Onkel hast du tagelang getrauert, weil er am Ende nicht mehr er selbst war. Wer garantiert mir, dass mir diese oder ähnliche Torturen erspart bleiben? Ein scheinbar alter Mann, der stirbt. Kann sein, dass ich nicht mehr in der Lage bin meine Gedanken zu ordnen, oder zu reden. Vielleicht bin ich dann viel zu schwach, um mich zu rühren. Ganz zu schweigen von den Schmerzen... Wenn unser

Abschied für immer sein sollte, solltest du mich in meinem jetzigen Zustand in Erinnerung behalten. Ein menschliches Wrack, oder einen atmenden Toten möchte ich dir nicht zumuten.«

Er trank aus seinem Glas und die Worte, die er danach verlauten ließ glichen einer Kampfansage. Entschlossenheit aber auch Zorn sprudelten aus ihm heraus, als hätte er sich endlich aus seiner Lähmung, die ihn seit jenem Telefongespräch mit seinem Arzt umklammert hatte, befreien können. »Die Chance, dass ich überlebe ist gering. Aber das heißt nicht, dass ich tatenlos zusehen werde, wie diese Krankheit mich auffrisst und mir mein Leben auslöscht. Ich werde es ihr nicht einfach machen. Diese abgetakelte Hure! Sie wird kämpfen müssen und sie wird sich an mir die Zähne ausbeißen!«

TINA BERGER

Ihre Stimme signalisierte ihre Angst.

Sie zitterte förmlich, als sie vorsichtig fragte: »Sind das nur harmlose Knoten, Herr Doktor?«

Dr. Rosner versuchte ihr sein beschwichtigendes Lächeln zu präsentieren, das ihm misslang. »Sie können sich wieder ankleiden, Frau Berger«, sagte er, ergriff einen Kugelschreiber und kritzelte zügig etwas auf einen Notizblock nieder. Als er sich danach dem Monitor vor sich zuwandte, war er überhaupt nicht bei der Sache.

Seine Gedanken, die ihn in diesem Augenblick beschäftigten, bestanden vornehmlich aus Flüchen.

Aus seinen Dateien entnahm er, dass er sie vor einem halben Jahr untersucht hatte. Gründlich, wie immer. Aus seine damaligen Eintragungen ging hervor: Keine Verhärtungen, außer ein wenig geschwollene Brustdrüsen. *Zum Teufel nochmal!* Wieso hatte er nicht schon da erkennen

können, dass etwas Niederträchtiges auf sie zukam? Wo hatte er seinen idiotischen Verstand gehabt, so dass er das übersah. Wie, in Gottes Namen, konnte ihm so ein katastrophaler Fehler unterlaufen? Er nahm seinen Blick von dem Monitor, auf dem er lesen konnte, dass sie verheiratet war. Manager-Frau, ohne Kinder. Wahrlich eine wunderschöne Frau: Langes, gewelltes, blondes Haar, das schimmerte, als wäre es aus reinstem Gold. Große, blaue Augen. Sinnliche, volle Lippen. Figur eines Topmodels. Eine Frau von achtunddreißig Jahren, in der Blüte ihres Lebens. *Und jetzt das!* Wie sollte er es anstellen; ihr gestehen, das, das was sich in ihren Brüsten gebildet hatten, mehr waren als nur harmlose Knoten? Er sah geradewegs in ihren Augen, nachdem sie sich angezogen hatte, auf ihre Frage eine Antwort erwartend, ihm entgegenblickend.

»Ist das Krebs, Herr Doktor?«, wollte sie jetzt wissen, als er weiterhin zauderte. »Sie können mir die Wahrheit sagen. Das können Sie wirklich.«

Soll ich das? Konnte er das überhaupt? So ohne Weiteres, als wäre er ein mieser *Stiefelpisser*, ohne Gewissen. Hart, brutal, gleichgültig, abgebrüht bis in die Haarwurzeln? Aber antworten musste er ihr. In welcher Form auch immer.

Sie kam ihm zuvor, noch während er damit beschäftigt war, die entsprechenden Sätze zu bilden.

»Ich will nicht sterben, Herr Doktor«, sagte sie, klang ruhig, gefasst. Kein Anzeichen von Verzweiflung.

Dr. Rosner richtete sich auf, gelangte schnell zu ihr.

Nun lagen seine fleischigen Hände, die ihr Mut, vor allem aber Trost spenden sollten, schwer auf ihren Schultern. »Bitte, setzen Sie sich«, drängte er mit sanfter Stimme. Blieb bei ihr, bis sie saß. Wartete, bis sie mit kraftlosen Bewegungen eine kleine Träne fortwischte. »Wieso rechnen Sie gleich mit dem aller Schlimmsten, Frau Berger?«, erkundigte er sich, befand sich wieder auf dem Rückweg. »Brustkrebs zu haben bedeutet nicht, dass Sie sterben

werden«, erklärte er, obwohl er sich im Klaren darüber war, dass sein klugscheißerisches Gerede nicht der Wahrheit entsprach. *Falls die Krebszellen sich über die Lymphbahnen, oder auf dem Blutweg ausgebreitet haben, könnte die Thoraxwand, die Leber oder die Wirbelsäule angegriffen worden sein!* Und das bedeutete, dass sie sehr wohl sterben würde!

Dr. Rosner war ein intelligenter Mann.

Die Stirn hoch, die Augen außergewöhnlich dunkel. Ein dicker Bauch, der ihm das Aussehen eines tranigen Kochs verlieh. Aber er war weder lahmarschig, noch ein übermotivierter Trottel. Er war ein sehr guter Arzt. Übertrieben pingelig bei den Untersuchungen. Kein Huschi-Wuschi-Typ, oder ein Fließbandarbeiter, der seine Patienten im Ruckzuck-Verfahren abfertigte, für den ausschließlich die Dicke seines Bankkontos zählte. Er hatte noch nie etwas dem Zufall überlassen, oder gar dem Glück. Beide waren unzuverlässig, das hatte er schon früh gelernt. Und beide harmonierten nicht mit seiner Lebensphilosophie und noch viel weniger

mit der Arbeitsmoral, die er sich im Laufe der Jahre angeeignet hatte. Und in der Vergangenheit hatte er sich mehrmals gefragt, wie er wohl reagieren würde, wenn er bei einem der Patienten einem Todesgeschwür begegnen würde. Jetzt wusste er es: Wie ein verlogener Heuchler, mutlos und wankelmütig.

»Aber die Brust muss mir abgenommen werden, oder?«, fragte sie.

»Leider... Tut mir wirklich wahnsinnig leid«, gab er kraftlos zurück, überlegte kurz und erläuterte: »Wissen Sie, die plastische Chirurgie ist bereits so weit vorangeschritten, dass sie tatsächlich eine erstklassige Arbeit leistet. Damit möchte ich Ihnen sagen, dass Sie einen Unterschied zwischen Ihrem

echten und einem künstlichen Busen nicht erkennen werden.«

»Plastikbusen!«, rief sie entsetzt. »Oh, mein Gott!«

Dr. Rosner startete einen neuen Versuch. »Ich sagte ja, Sie werden keinen Unterschied, jeden-

falls keinen gravierenden, feststellen«, versicherte er.

»Vielleicht haben Sie Recht«, räumte sie ein.
»Aber ich werde es wissen – und mein Mann auch.«

»Ihr Mann wird Sie auch mit einem künstlichen Busen lieben«, prophezeite er ihr.

»Das wird er ganz bestimmt nicht!«, gab sie trotzig zurück.

Diese Antwort glich einem Faustschlag, die ihm mit voller Wucht ins Gesicht prallte. Sie verwirrte ihn dermaßen, sodass er nur mit Mühe seine nächste Frage formen konnte: »Da Sie das genau zu wissen scheinen, möchte ich Sie fragen, ob Ihr Eheleben gestört ist, Frau Berger?«

Sie ging nicht sofort darauf ein.

Ihr Blick wies verlegen auf den Fußboden.

Er beobachtete ihre Hände, die zierlich waren, äußerst gepflegt und wie sie nervös den Schulterriemen ihrer Handtasche, den sie auf ihrem Schoß hielt, zerdrückten. »Ich möchte es nicht als gestört bezeichnen«, verriet sie nach einer

Weile ohne aufzusehen. »Aber, es ist nicht mehr so, wie früher... Mein Mann ist sehr viel unterwegs. Geschäftlich. Überwiegend Ausland. New York, Tokio. Neuerdings auch Istanbul, oder Peking. Wir sehen uns höchstens hundert Tage im Jahr und das ist schon sehr hoch angesetzt.«

»Fühlen Sie sich vernachlässigt?«

»Natürlich. Wenn er es schafft, irgendwann wieder zuhause zu sein, bleibt uns kaum Zeit, um uns ausführlich zu unterhalten, oder Pläne zu schmieden. Gemeinsamen Urlaub hat es die letzten sechs oder sieben Jahre nicht mehr gegeben. Das ist doch kein Leben, oder? Ich meine, ich spreche nicht nur für mich. Auch für ihn ist nicht alles optimal. Wer hat schon Lust ständig in Hotels zu leben, wenn man ein schönes Zuhause hat.«

»Sie sagten, Ihr Mann würde wissen, dass Sie einen künstlichen Busen hätten. Es klang für mich, als würde ihm diese Tatsache etwas ausmachen.«

Tina nickte nur.

»Kennen Sie auch den Grund?«

»Weil er eine vorzeigbare Frau benötigt.«

»Und eine, sogenannte Vorzeigefrau, die eine Brustoperation hatte, verliert, seiner Meinung nach, an Kostbarkeit und auch an Ansehen?«

»So in etwa, ja«, bestätigte sie und fügte noch hinzu: »Ich bin dann nicht viel wert.«

Dr. Rosner hatte schon seine nächste Frage parat.

»Vergeben Sie mir bitte eine, überaus persönliche Frage, Frau Berger...Ist Ihr Sexualleben noch in Ordnung?«

Sie errötete. Ihr Blick zielte auf den Boden, als sie den Kopf schüttelte.

Er hatte verstanden. Bestürzt, sogar ein wenig zornig stellte er fest, dass im Leben dieser Frau nichts in Takt war. Und jetzt so ein Schicksalsschlag. Wenn da niemand war, der sie aufbaute, ihr eine starke Stütze war und sie auffing, konnte es schnell passieren, dass sie stürzte und endlos fiel.

»Wenn Sie möchten, könnte ich mit Ihrem Mann reden...«, sagte er.

»Er wird nicht auf Sie hören«, wusste sie. »Er hat seine festen Prinzipien, von denen er nicht abweichen wird. Ganz gleich was Sie ihm auch sagen werden. Außerdem ist er in Tokio und kommt erst am Samstag wieder. Für einen Tag.«

»Mit Ihrer Erlaubnis, werde ich versuchen für Sie einen Platz in der Neudertaler-Krebsklinik zu bekommen«, beendete er die Stille, die eine Zeit lang zwischen ihnen entstanden war. Er hatte mit einem Bleistift geistesabwesend undefinierbare Figuren auf einem Blatt Papier entstehen lassen. Tina hatte einfach dagesessen und geduldig darauf gewartet fortzufahren. Sie hatte gewusst, dass die Unterhaltung mit ihrem Arzt noch nicht ausgestanden war und etwas Wichtigeres noch folgen würde.

»Gibt es keinen anderen Ausweg?«, wollte sie wissen. Ihr Gesichtsausdruck zeigte, wie viel Angst allein dieses Wort *Krebsklinik* in ihr auslöste. Als besäße sie die Gewissheit, dass dort der Tod auf sie wartete. Dr. Rosner bedauerte.

»Ich hätte nie gedacht, eines Tages zu den Menschen zu gehören, die Qualen auf sich

nehmen, um am Ende doch noch zu verlieren«, erzählte sie. Zuvor war sie in eine kleine Pause geflüchtet und hatte dabei vergeblich versucht, ihre Angst in den Griff zu bekommen.

»Sie werden nicht verlieren«, wehrte Dr. Rosner ab. Er klang sehr zuversichtlich. »Hören Sie bitte daher auf, sich Dinge einzureden, die Ihren Kummer verstärken... Und mit Ihrem Mann, sobald er wieder im Lande ist, werde ich ein Treffen unter vier Augen arrangieren. Ich hoffe, er zeigt Einsicht. Es wäre begrüßenswert, wenn er sein Verhalten Ihnen gegenüber überdenken und er ein wenig humaner werden würde. Denn die Karriere ist nicht unbedingt alles im Leben«

»Bitte, bemühen Sie sich nicht«, entgegnete sie. »Er hat konkrete Pläne, die die nächsten zehn Jahre betreffen. Diesen Plan zu verwirklichen ist ihm wichtiger, als seine Ehefrau, die er zu selten sieht. Dass ihr der Busen entfernt werden muss, wird ihn eventuell verärgern, definitiv aber tief enttäuschen... Und das wird er mich bei jeder

Gelegenheit spüren lassen. Glauben Sie mir, ich weiß, was für ein Mensch er ist.«

Anscheinend ein herzloser Mistkerl.

Sie hatte Ohrensausen als sie die Treppe, die aus der Praxis führte, hinabstieg und anschließend auf der Straße stand. Nach Hause, wo die Einsamkeit sie erdrückte und traurig machte, wollte sie nicht. Im Cafe, für das sie sich entschied, herrschte an diesem nasskalten Oktobertag kaum Betrieb. Die beiden Kellnerinnen hatten sich hinter dem langen, S-förmigen Kuchentresen begeben und führten eine emotionslose Unterhaltung. In der hintersten Ecke saß ein Mann, mittleren Alters bei einer Tasse Kaffee und las in einer Tageszeitung. Sie wählte ein Tisch am Fenster aus und nahm sich ein Kännchen Kaffee. Jetzt saß sie da, mit einem Herzen, das vor Furcht nur so jagte. Und sie dachte daran, wie gut es ihr tun würde, wenn sie, in diesem Augenblick eine Person bei sich hätte, die sie verstand und sie ihr ihre Gedanken anvertrauen könnte; ihr gestehen könnte,

dass sie wahnsinnige Angst vor dem Tod hätte. Seufzend gestand sie sich, dass sie allein war. Verlassen von allen Menschen, die ihr, mehr oder weniger etwas bedeuteten. Etwas in ihr krümmte sich so heftig, dass es brennende Schmerzen verursachte, wodurch sie beinahe die Beherrschung verlor und laut geschrien hätte. Sie seufzte erneut. Sie benötigte Trost, Zuwendung und Aufmerksamkeit. In diesem Moment mehr als je zuvor. Aber wer sollte ihr das alles geben können? Selbst der Mann, den sie einmal so sehr geliebt hatte, hatte ihr den Rücken gekehrt, sie einfach im Stich gelassen.

Richtig, sie würde alleine gelebt haben und auch alleine sterben.

Wäre das nicht der ideale Spruch für ihren Grabstein?

Hier ruht Tina Berger

Sie lebte einsam, starb einsam

Die Frage formte sich allmählich, trat plötzlich in den Vordergrund.

Blöd. Zumal sie nicht die Absicht gehabt hatte, sich mit ihr zu beschäftigen, weil sie sie viel zu mühselig und anstrengt fand.

‘Einmal so geliebt hatte...‘

Was bedeutete das? Liebte sie ihn nicht mehr?

Komm, sei wenigstens dieses Mal ehrlich.

Sie schaffte es nicht, auf Anhieb zu antworten. Vor einige Zeit konnte sie das noch. Aber jetzt? Sie sah sich gezwungen, in sich zu kehren, tief zu graben. Dann endlich entdeckte sie etwas, das sich wie Zuneigung anfühlte. Ihre Liebe und all die Dinge, die dazu gehörten starben. Sie hatte die unmissverständlichen Signale schon vor längerem erhalten; Signale, dass ihre Liebe den Todesstoß versetzt bekommen hatte und die Wunden, die ihr zugefügt wurden, nie mehr heilen würden.

Sie trank aus ihrer Tasse.

Beobachtete eine Zeit lang die Regentropfen, die gegen die Fensterscheibe prasselten, dann eine lange Spur hinter sich lassend hinab rutschten. Auf der anderen Straßenseite kämpfte eine junge Frau mit ihrem Regenschirm, den der

Wind zum wiederholten Mal nach außen klapperte. Ein etwas kleinerer Mann, mit zerzaustem, rotblondem Haar kam herein. Er zog seinen dunkelblauen Mantel aus, den er über eine Stuhllehne legte. Eine der Kellnerinnen kam. Er wollte ein Stück Nusstorte und ein Kännchen Kaffee. Die Kellnerin ging. Tina sah, wie er sein Handy hervorholte und es mit flinken Fingern bearbeitete. Danach führte er es an sein Ohr und wartete, bis sich irgendwer meldete.

Sie überlegte, ob auch sie einen Anruf tätigen sollte.

Machte es überhaupt einen Sinn ihrem Mann mitzuteilen, dass ihr Leben die letzte Kurve genommen hatte und sich nun dem Ende des Weges näherte?

Ich bin schon auf dem Weg! Wir stehen es gemeinsam durch! Ich liebe dich, Tina! Sie schüttelte ihren Kopf, lächelte ein kleinwenig.

Nein, dies wären nicht seine Sätze. Es sei denn, heute wäre der Tag der einmaligen Wunder. Sie blickte auf ihre Armbanduhr. 16:56 Uhr. Wie

viele Stunden musste sie dazu rechnen? Sechs? Sieben? Sie ging von sechs Stunden aus.

Demnach war es in Tokio 23 Uhr.

Sie griff in ihre Handtasche. Frank Berger hasste er, wenn sie ihn Mitten in der Nacht anrief. Sie war schließlich den ganzen Tag zuhause. Nicht wahr? Und wenn man nicht arbeitete, konnte es *verdammt nochmal!* nicht so schwierig sein, sich für eine Uhrzeit zu entscheiden, in der man nicht störte. Die Frage war, wann wäre das? Sie sollte nicht anrufen, wenn er aß. Nicht anrufen, wenn er in einer Verhandlung saß. Schon gar nicht stören, wenn er schlief.

Die Stimme ihres Mannes klang gereizt: »Ja, Berger!«

»Hier auch«, antwortete sie.

Es tat ihr tatsächlich gut seine Stimme zu hören. Er ließ einen Moment verstreichen, bevor er hörbar erstaunt fragte: »Tina, bis du es? Ich kann meine dämliche Brille nicht finden!«

»Ja, ich bin es.«

»Ist etwas passiert?«

»Frank, ich brauche dich.«

»Ich komme am Wochenende.«

»Ich weiß, aber ich brauche dich jetzt, in diesem Moment.«

Sie hörte, wie er genervt Luft abblies.

»Bist du betrunken?«

»Nein, das bin ich nicht.«

»Weißt du, was ich gerade getan habe?«, erkundigte er sich, jetzt hörte sich sogar zornig an. Er wartete erst gar nicht auf ihre Antwort.

»Ich habe geschlafen! Ich habe tief und fest geschlafen! Kannst du dir vorstellen, wie viel Stress ich ausgesetzt bin? Ich bin erledigt, hundemüde. Ich brauche meinen ungestörten Schlaf, damit ich bei sehr wichtigen Vertragsverhandlungen nicht durchhänge! Kannst du das verstehen? Kriegst du das in deinen kleinen Kopf?«

»Ich verstehe...«, antwortete Tina. Inzwischen bereute sie ihren Entschluss. Wie hätte sie annehmen, oder glauben können, er würde ahnen, dass gerade dieser Anruf, zu dieser Stunde für sie sehr wichtig sein könnte?

Kleine, unsensible Kröte!

»Gibt es einen wichtigen Grund, weshalb du unbedingt anrufen und mir meinen Schlaf nehmen musstest?«

War der Grund wichtig genug?

»Nein, es gibt nichts Wichtiges«, gab sie zurück. Tränen wuchsen in ihren Augen. Erst eine Einzelne. Dann eine endlose Kette. »Ich dachte, es wäre schön deine Stimme zu hören.«

»Was?!«, er klang, als sei er fassungslos.

»Ich sagte, ich wollte lediglich deine Stimme hören!«, erwiderte sie schroff.

»Du brauchst gar nicht die Beleidigte spielen!«, keuchte er. »Wenn jemand beleidigt sein müsste, dann wohl ich, nicht wahr? Um meine Stimme zu hören hättest du auch morgen früh anrufen können. So was Irrsinniges aber auch! Weißt du, was ich denke? Ich denke, dass du dich langweilst und du anscheinend nicht weißt, was du mit deiner Zeit anfangen sollst. Vielleicht solltest du dir irgendein Hobby zulegen, damit du beschäftigt bist und die schwerschuftenden Menschen in Frieden lässt.«

»Eine hervorragende Idee«, entgegnete sie sarkastisch. »Ich werde sie mir durch meinen kleinen Kopf gehenlassen.«

»Ja, mach das.«

»Entschuldige bitte, dass ich dich um deinen wohlverdienten Schlaf gebracht habe. Ich verspreche dir, dass das nie wieder passieren wird.«

Denn ich werde diese Welt still und heimlich verlassen, so als hätte es mich nie gegeben!

Sie unterbrach die Verbindung, noch bevor er die Gelegenheit fand irgendetwas zu erwidern.

NEUDERTALER-KREBSKLINIK

Nowak glaubte eine Ewigkeit am Fenster zu stehen und in die Ferne zu starren, soweit sein Blick reichte. An klaren Tagen wäre er sicherlich ohne auf Hindernisse zu treffen, über die grünen Täler und dichtbewachsenen Wälder hinweg geglitten und hätte sich dann in der Ferne verloren. Aber der Tag war nicht klar. Eine schmutzig graue, zum Teil durch schwarze Streifen durchzogene, tiefhängende Wolkendecke, die undurchdringlich wirkte, verdunkelte die Welt. Und die Täler und die Wälder konnte er lediglich vermuten.

Er lehnte sich seitlich an die Wand, gleich neben dem Fenster.

Seltsame Schwäche hatte seine Beine befallen, zog nun langsam, wie ein Kriechtier aufwärts. Wirre Gedanken und Ängste schienen ihm die Kräfte zu rauben. Er merkte, wie seine Entschlossenheit, Glaube und Hoffnungen auf den Zielgeraden verloren gingen. Er fühlte sich

nicht mehr in der Verfassung dieses hartnäckige Spiel, das seinen Verstand, die Vernunft, letztendlich sein Urteilsvermögen beeinflusste, betäubte und niemals aufhören wollte, weiterzuführen. Er war unendlich müde, zermürbt. Er sehnte sich nach langem Schlaf, um Stärke zu tanken, und um zu vergessen, wenn auch nur vorübergehend.

Er lehnte seine Stirn gegen die Glasscheibe vor sich.

Eigenartige Kühle, die von ihr ausging, durchdrang augenblicklich seinen Stirnknochen und begann die grausigen Bilder aus seinem Kopf zu verbannen.

Frieden, flüsterte ihm die Kühle zu.

Nowaks Bewusstsein erlahmte, gab schließlich seine Widerspenstigkeit auf.

Die Umwelt verlor all ihre Farben, dann ihre Umrisse. Sie verblasste und erstarb.

Frieden.

Dieses Mal war er es selbst.

Einsamkeit schloss ihn ein, floss durch ihn hindurch.

Endlose Stille legte sich über ihn, schenkte ihm wohlige Wärme.

Endlich!

Keine Gedanken mehr, die ihn immer wieder attackierten, sodass er das Bedürfnis spürte zu brüllen. Keine Fragen, auf die er keine Antworten kannte. Und auch keine Ängste mehr, die er nicht mehr verdrängen konnte. Er fühlte sich leicht, leer, schwebend. In seiner neuen Welt schwieg alles. Es gab keinerlei Geräusche, damit er die Ruhe fand, die er so sehr brauchte. Die Stimmen, vereinzelt, das Gepolter, das vom Korridor aus durch die Tür und Wände drang, erreichten ihn nicht mehr, als stünde er hinter einem Schutzwall. Selbst das Eintreten eines gedrunghenen, älteren Mannes, obwohl der sich zuvor durch Anklopfen angekündigt hatte, vernahm er nicht. Die wohltuende Stille in seinem Kopf, die Einsamkeit. Er fühlte sich fortgetragen, sanft und losgelöst.

Ich würde so gern bleiben, weil es hier Frieden gibt. Geht das? Habe ich das nicht verdient?

»Guten Tag, Herr Nowak!«

Nein, bitte nicht!

Langsam drehte er sich um, sah um sich, als müsste er erst erkennen, wo er sich aufhielt.

Jetzt lächelte er ein wenig verlegen, einfältig.

»Entschuldigen Sie, ich habe Ihr Kommen nicht... mitbekommen.«

»Das macht überhaupt nichts«, wiegelte der Ältere ab, lächelte ebenfalls. »Ich bin Professor Ringer, der Oberarzt, oder auch der Hauptmann in diesem Saftladen.«

Nowak griff nach der Hand, die ihm entgegenkam.

»Wie ich sehe, haben Sie nicht mal mit dem Auspacken angefangen«, meinte der Professor, deutete mit dem Kopf auf den Koffer, der am Fußende des Bettes auf dem Fußboden stand.

»Sie haben doch nicht vor uns zu verlassen, ohne dass wir die Chance bekämen, Sie etwas näher kennenzulernen? Also wirklich, das geht nicht. Bleiben Sie eine Weile, trinken Sie unseren Kaffee, probieren Sie unseren Kuchen.«

Nowak lächelte, obwohl erneut die Mut- und Hoffnungslosigkeit der letzten Tage auf seinem

Gesicht auftauchte. »Ehrlich gesagt, ich bin mir inzwischen nicht mehr so sicher, ob die Entscheidung, die ich getroffen habe, die Richtige ist«, gestand er. »Als ich mich auf dem Weg machte, war ich überzeugt davon, dass es die einzig sinnvolle Lösung ist. Aber im Moment... Ich kann mir in etwa ausmalen was mich hier erwartet. Ich weiß, dass ich Höllenqualen über mich ergehen lassen muss – und am Ende vielleicht doch noch sterben werde. Da stellt sich die Frage nahezu ganz von selbst, ob es nicht gut wäre, schleunigst zu verschwinden und all die Dinge zu tun, die ich, aus welchem Grund auch immer, für später aufgehoben habe.«

Professor Ringer verstand ihn.

Nowak war nicht der erste Patient, (*und wird auch nicht der letzte sein!*) der auf dem Weg ins Ungewisse seine Entschlossenheit und seinen Kampfgeist verlor, plötzlich kalte Füße kriegte und Verschwinden für das Klügste hielt... *Aber gibt es eine Möglichkeit den Tod zu entkommen?* Er rückte einen Stuhl zurecht und setzte sich. *Vielleicht hattest du Glück und hast ein sicheres Versteck*

gefunden. Ich bitte dich, es mir zu zeigen, damit ich die Anderen, die sterben auch dorthin schicken kann

»Wie Sie sicherlich auch wissen, Herr Nowak«, begann er, »ist diese Krankheit verflucht tückisch und ekelig launisch. Siebzig Prozent der Patienten gehen daran zur Grunde. Siebzig Prozent. Gewaltig, nicht wahr? Ja, finde ich auch. Aber das sind leider die nackten Zahlen. Ich werde nichts schön reden, oder Ihnen etwas vormachen, schwindeln, oder Ähnliches. Ich spiele mit offenen Karten, damit Sie erfahren, womit Sie es zu tun haben und was auf Sie zukommt. Der Rest, diese mickrige dreißig Prozent, der überlebt, weil er all das, was mit ihm geschieht hinnimmt. Verstehen Sie? Diese Menschen erleiden, wie Sie es formuliert haben, Höllenqualen, aber sie überleben. Sie überleben, weil sie, trotz der Schmerzen und Ängste enormen Lebenswillen an den Tag legen. Der Lebenswille ist für die Behandlung einfach unverzichtbar. Wir Ärzte bauen darauf auf. Er ist unser Fundament. Wir behandeln die Patienten, wir tun unsere Arbeit. Aber der Betroffene trägt

wesentlich mehr bei, indem er standhaft bleibt, nicht einknickt, sich nicht aufgibt. Er hält mit allen Kräften, die der schwache Körper noch aufbringen kann, dagegen. Nur so, wirklich, nur so macht dieses Unterfangen einen Sinn. Nur so hat der Kranke eine Chance. Ich habe es in all den Jahren verfolgt. Und daher weiß ich, wenn Menschen sich von vornherein aufgeben, sich einreden, dass sie sterben werden, da können Sie Gift darauf nehmen, dass sie auch sterben. Eben, weil sie sich aufgeben. Lebenswille, Herr Nowak. Zeigen Sie Lebenswille, wenn Sie leben und überleben wollen. Reden Sie sich unaufhörlich ein, dass Sie diese Krankheit besiegen werden, dass Sie viel stärker sind als sie. Damit Sie auch einen Sieg erringen können, werden wir Ihnen mit allem, was wir haben zur Seite stehen. Wir werden alles Erdenkliche daran setzen Sie zu retten. Und Sie sollten uns dabei behilflich sein, indem Sie sich keinen Augenblick aufgeben... Haben Sie das kapiert, Mann?«

»Ist Ihnen je in den Sinn gekommen den Beruf zu wechseln?«, erkundigte sich Nowak, sah aus,

als hätte er sich wieder in den Griff bekommen.
»Vielleicht Prediger? Noch besser: Ein Politiker.
So wie Sie reden können, dürfte es für Sie kein
Problem sein, Menschen um Ihre kleinen Finger
zu wickeln.«

Der Professor blieb ernst, als er antwortete:
»Möglich, dass mir diese Fähigkeit auf dem
Weg des Lebens mitgegeben wurde. Aber die
Sache ist die, nur mit Worten, die keinerlei
Wunder bewirken, wären diese Leute, Sie inbe-
griffen, die hierher kommen, nicht gesund ge-
worden. Daher beschloss ich das zu bleiben,
was ich bin und versuche jenes Wunder, das
hier dringend benötigt wurde, mehr recht als
schlecht zu vollbringen.«

»Gute Entscheidung.«

»Finde ich auch«, bestätigte Professor Ringer
und richtete sich schwerfällig auf. »Wissen Sie,
die Dinge, was sie auch sein mögen, die Sie ir-
gendwann später erledigen wollten, laufen
Ihnen nicht weg«, meinte er jetzt. »Die werden
sicherlich auch noch da sein, wenn Sie entlassen
werden.«

Nowak entgegnete: »Ich werde bleiben, Herr Professor. Ich werde bleiben und mich zerstückeln lassen. Und ich werde Lebenswille zeigen, und zwar so viel, wie Sie ihn in diesem Ausmaß noch nie erlebt haben. Ich sage Ihnen, Sie werden sich wundern.«

Der ältere Mann lächelte, während er gestand: »Das ist genau das, was ich die ganze Zeit von Ihnen hören wollte. Daher auch dieses ganze, mühselige Gequatsche. Und ganz ehrlich, Euphorie steht Ihnen auch viel besser als Trübsal. Zeigen Sie diesen gottverdammten Geschwüren, dass Sie sie nicht fürchten, dass wir sie zum Teufel jagen werden.«

»Wann werden Sie mich drannehmen?«

Der Professor winkte ab.

»Wir sind hier nicht die Schnellsten, müssen Sie wissen«, erklärte er. »Es dauert, bis wir den Turbo auf Hochtouren gebracht haben. Wir werden Sie erst einmal gründlich unter die Lupe nehmen, damit wir sehen, womit wir es zu tun haben. Dann, so ganz allmählich werden

wir loslegen. Ich hoffe, Sie haben es nicht so eilig.«

»Ich habe vorsichtshalber alle meine Verabredungen abgesagt.«

»Das war vernünftig von Ihnen«, fand Professor Ringer und meinte: »Bis wir mit Ihnen beginnen, versuchen Sie sich hier ein wenig gemütlich zu machen. Gehen Sie spazieren, sehen Sie sich die Gegend an. Entspannen Sie sich.«

»Werde ich machen«, versprach Nowak.

Der Professor war gegangen, als er zum Fenster zurückkehrte und in den Park sah, der unmittelbar an der Klinikmauer seinen Anfang nahm. Vorsichtig, voller Erwartung lehnte er seine Stirn gegen die Fensterscheibe. Schloss seine Augen. Die Kühle kam erneut, bereitete sich über seinen Stirnknochen aus. Aber er wartete, hoffte vergebens, dass sie ihm dieses unsagbare Gefühl von Frieden schenkte.

Die Fensterscheibe besaß keine Zauberkraft mehr. Sie hatte ihre Macht verloren. Nowak öffnete seine Augen, musste lächeln. Wie konnte er glauben, dass etwas Totes, so tot wie sein

Inneres, ihm seine Ängste nehmen oder ihn mit Hoffnungen überhäufen könnte?

Eine traurige Gestalt. Das war aus ihm geworden.

Diese Krankheit hatte ihn so weit gebracht, sodass ihm seine Armseligkeit deutlich anzusehen war. Er hatte nicht mehr genügend Kraft, um dagegen anzukämpfen; schaffte nicht mehr, die dunklen Wolken, die sich über ihn zusammengezogen hatten zu vertreiben.

Sein Blick kehrte in den Park zurück.

Ein weitläufiges Gelände. Endlose unbefestigte Schotterpisten, die sich durch alte Baumbestände schlängelten, die die Hügel hinab folgten, weiter vorne wiederauftauchten, bevor sie erneut verschwanden. Er beschloss den Ratschlag des Professors zu befolgen und die Gegend erkunden.

Wer weiß, vielleicht ist es die letzte Gelegenheit, ging es ihm durch den Kopf, als er dabei war den Koffer auszuräumen. Und während er seine Sachen in den Schrank einordnete, gestand er sich wie vernunftwidrig dieser Berg von Klei-

dung doch war. Wirklich, es grenzte schon beinahe an Dummheit. Wozu benötigte er hier Hosen und Hemden? Als müsste er sich in Öfteren umziehen. Wie in einem dieser Fünf-Sterne-Hotels. Hatte er vergessen, dass er sich in eine Klinik begeben wollte, dorthin, wo sich all jene einfanden, die starben? Er sollte hier operiert werden und danach in einem dieser vergilbten *Totenhemden* gesteckt werden, das die meisten Patienten kleidete. Ein kurzes, weites Etwas, das nicht mal bis zu den Knien reichte und es als praktisch beschrieben wurde, (*für wen praktisch?*) mit einem Rückenteil, das immerzu auseinanderklaffte.

Den ganzen Tag einen kalten Arsch!

Er registrierte, wie in ihm der Frust erwachte. Er fühlte sich an wie ein Monster, gierig und rücksichtslos. Als hätte es die ganze Zeit nur darauf gewartet, ihn auf dem Boden liegen zu sehen; ängstlich, zitternd und um Gnade winselnd.

Nein, verdammt, du wirst nicht die Macht über mich bekommen, wirst mich nicht aufgeben sehen!

Er hatte seiner Tochter versprochen, dass er kämpfen werde und wieder kommen würde.

Und er sagte sich: *Aber an dem Tag, an dem ich wieder entlassen werde, werde ich die Kleidung benötigen.*

Der Korridor, den er nun betrat, war breit.

Linoleum bedeckt. Hell. Auf der rechten Seite waren die großen Fenster, die sich zu einem mit glasüberdachten, Palmen geschmückten Innenhof öffneten, der auch als Freiluftcafé diente. Links befanden sich die Zimmer der Patienten. Zwei ältere Männer, die sich ihr Leid klagten und eine junge Patientin kreuzten seinen Weg.

Kraftlose Schritte, erkannte er. Augen ohne Schimmer. Gesichter, die der tiefe Schmerz gekennzeichnet hatte. Er begegnete auch zwei Schwestern, die Haufen weiße Hand- und Badetücher auf einem Handwagen schoben. Dann hetzte ein junger Arzt an ihm vorbei, der es ziemlich eilig zu haben schien. Auf der Treppe nach unten kam ihm die Oberschwester entgegen. Eine korpulente, große Frau, mittleren Al-

ters. Ihr schwarzes Haar, das graue Fäden durchzog, hatte sie am Hinterkopf zusammengesteckt. Ihre wasserblauen Augen, die ungewöhnliche Strenge innehatten, blickten unruhig aus den Tiefen ihrer Höhlen. Eine spitze Nase und ein kleiner Mund, der immerzu verkniffen wirkte und sichelförmig nach unten zog, vollendeten das knorrige Gesicht. Eine mürrische Person, die das Ernstsein für sich beansprucht zu haben schien.

Die Oberschwester ging an ihm vorbei. Sein Blick fiel auf die hübsche Blondine, die der Schwester folgte. Sie hatte seine Höhe erreicht, als sie zu ihm hinübersah. Zwei paar Augen trafen sich. Nur kurz. Nicht mehr als eine Momentaufnahme. Sie besaß große, blaue Augen. Augen voller Ängste. Die Spiegel ihrer Mut- und Hoffnungslosigkeit.

Augen eines Menschen, der keinen Ausweg sieht, dachte er. Wir wissen, dass wir verloren sind!

Heftiger Wind erfasste ihn, als er ins Freie trat, der ihm wild durch das Haar fuhr, wütend an seiner Kleidung zerrte. Er richtete seine Kragen

auf, zog den Reißverschluss in die Höhe. Dann tauchte er in den Park ein, der melancholisch kahl dalag und ihn aufnahm wie ein riesiges, unergründliches Etwas, das die ganze Zeit auf ihn gewartet hatte.

Fast alle im AAVAA Verlag erschienenen Bücher sind
in den Formaten Taschenbuch und
Taschenbuch mit extra großer Schrift
sowie als eBook erhältlich.

Bestellen Sie bequem und deutschlandweit
versandkostenfrei über unsere Website:

www.aavaa.de

Wir freuen uns auf Ihren Besuch und informieren Sie gern
über unser ständig wachsendes Sortiment.



www.aavaa-verlag.com